

Häufige Behauptungen zum Biber

Auch in unser Nachbarland, in Bayern sind die Biber zurückgekehrt. Genauso wie bei uns in Niederösterreich ist die Rückkehr des Bibers nicht konfliktfrei. Unsere deutschen Kollegen vom Bund Naturschutz in Bayern e.V. haben angesichts der Biberproblematik eine Reihe von häufig gestellten Fragen beantwortet. Die Antworten auf einige dieser Fragen treffen für Niederösterreich genauso zu, wie für Bayern und werden hier auszugsweise wiedergegeben.

Behauptung: "Übervermehrung" des Bibers, es werden immer mehr

Der Biber reguliert seinen Bestand perfekt selbst - auch über gnadenlose Revierkämpfe

Jedes Biberpaar hat ein flächenmäßig festes Revier. An Gewässern mit optimalen Nahrungsbedingungen sind die Reviere relativ klein (0.5 bis 1 km Fließgewässerstrecke). Mit schlechter werdender Qualität nimmt die Reviergröße zu (bis 6 km Fließgewässerstrecke). Die Reviergröße ist so angelegt, dass die ansässigen Biber dauerhaft in dem Gebiet überleben können. Biber sind streng territoriale Tiere. Ihre Reviere halten sie lebenslang. Das Revier wird an den Reviergrenzen mit einem stark riechenden Sekret (Castoreum, „Bibergeil“) gegenüber anderen Artgenossen markiert. Biber sind keine Herdentiere, die rudelweise in größeren Ansammlungen leben. Jedes Paar braucht ein Revier mit einer Mindestgröße – die Bestände können daher nicht „in den Himmel wachsen“. Wachstum erfolgt nur, bis alle Reviere besetzt sind.

So sozial und fürsorglich die Biber innerhalb der Familie miteinander umgehen, so heftig verfahren sie mit fremden Artgenossen bei der Revierverteidigung. Bei Revierkämpfen kommt es oft zu erheblichen Bisswunden. Diese führen normalerweise selbst nicht zum Tode, sie infizieren sich im Wasser jedoch sehr leicht und heilen kaum aus. Diese Infektionen stellen dann die eigentliche Todesursache dar.

Zu diesen Revierkämpfen kommt es vor allem im März, wenn die zweijährigen Biber gnadenlos von den Eltern aus dem Revier vertrieben werden. Sie müssen abwandern und sich ein eigenes Revier suchen. Dabei durchqueren sie bei hoher Revierdichte viele andere bereits besetzte Biberreviere. Dort werden sie jeweils von den Revierinhabern angegriffen, vertrieben und verfolgt. Die Bissverletzungen finden sich vorwiegend am Rücken. Sie kommen häufig dann zustande, wenn einer der Kontrahenten flüchten will und ihm der Überlegene nachsetzt. Aber auch auf der Körperunterseite sind Bissstellen zu finden. So wurde in Bayern ein toter Biber gefunden, dessen Bauchdecke elfmal von einem anderen Biber durchbissen wurde. Es wird mit unglaublicher Wucht zugebissen. Die Wunden sind in der Regel sehr tief.

Für die jungen, gerade geschlechtsreifen Biber ist dies eine der Haupttodesursachen, da diese besonders häufig in Revierstreitigkeiten verwickelt sind. Diesen „Spießrutenlauf“ durch besetzte Reviere überleben viele nicht. In den Niederlanden kommen zwischen 33 und 44 % der Biber, die durch ein bestehendes, fremdes Revier wandern, dabei ums Leben! Je mehr Biberreviere bereits besetzt sind, umso geringer ist die Überlebenschance. Ist der Biberbestand dagegen gering oder befindet sich das elterliche Revier am Ausbreitungsrand, finden die Jungbiber relativ leicht und unbehelligt ein eigenes Revier. Diese innerartliche

„Selbstregulation“ wirkt also automatisch um so stärker, je mehr Biber bereits in der Landschaft sind. Regulieren tun sich die Biber also selbst, durch ihr Reviersystem. Bei höheren Beständen wirken zudem auch noch andere begrenzende Faktoren verstärkt wie Krankheiten (epidemieartige Tuberkulose, Darminfektionen v.a. bei Jungbibern) und Parasiten (z.B. Bandwürmer, Fadenwürmer) und starke Verluste bei extremen Hochwasserereignissen.

Das erwachsene Weibchen einer Biberfamilie bekommt einmal im Jahr durchschnittlich 2-3 Junge. Von diesen überlebt in der Regel nur eins bis zur Geschlechtsreife, findet ein eigenes Revier und einen Partner und pflanzt sich selber fort.

Die Geschlechtsreife setzt bei Bibern spät ein: die Jungen bleiben 2 Jahre im elterlichen Revier, bekommen also frühestens mit 3 Jahren das erste Mal selbst Nachwuchs. Voraussetzung ist, dass sie gleich im ersten Jahr einen Partner finden, sonst kann's noch etwas länger dauern.

Und natürlich leben Biber auch nicht ewig. Mit 10-12 Jahren dürften die meisten Biber das Zeitliche segnen und fallen damit auch für die Vermehrung aus.

Dies alles führt dazu, dass der effektive jährliche Zuwachs einer Biberpopulation bei etwa 10-20% liegt. Dies gilt aber nur, solange in Bayern noch freie Räume vorhanden sind, in denen die abwandernden 2-jährigen ein eigenes Revier gründen können. Wenn alle Reviere besetzt sind, sinkt die effektive Vermehrung auf Null. Dies ist in einigen Gebieten Bayerns, in denen Biber seit über 30 Jahren vorkommen, bereits der Fall.

Die Biber“explosion“ gibt's also nicht in freier Wildbahn, sondern ist allenfalls eine Explosion der Unkenntnis über den Biber .

Behauptung: Es werden immer mehr, Biber haben ja keine natürlichen Feinde

Natürlich Feinde haben den Biber noch nie reguliert

Natürliche Feinde haben bei uns eigentlich nur die Jungbiber. Hier sind große Greifvögel wie Seeadler, Uhu, große Raubfische wie Hecht oder Wels sowie die Raubsäuger Mink und Fuchs zu nennen. Tatsächliche Auswirkungen auf die Biberpopulation gibt es jedoch nicht.

Es wird immer wieder die Behauptung aufgestellt, der Biber könne sich bei uns so stark vermehren, weil Wolf, Bär oder Luchs als Regulatoren fehlen. Es ist unbestritten, dass vor allem der Wolf hin und wieder dem Biber nachstellt, jedoch haben die Wölfe dort, wo sie gemeinsam mit dem Biber vorkommen (z.B. Lettland, Polen, Rußland), auf die Bestandsentwicklung der Gesamtpopulation des Bibers nachgewiesenermaßen keinen Einfluss.

So stieg beispielsweise in Lettland , einem Land das etwas kleiner ist als Bayern, der Wolfsbestand von 230 Tieren im Jahr 1985 auf 997 Wölfe im Jahr 1997. Im gleichen Zeitraum wuchs aber auch die Biberpopulation von etwa 5.000 auf 30.000 Tiere stark an. Von einer Regulation der Biberpopulation durch den Wolf kann bei diesen Zahlen keine Rede sein. Ein erwachsener Biber ist sehr wehrhaft und kann seinen Feinden tiefe Wunden zufügen. Deshalb wird sich jeder Wolf genau überlegen, ob er sich diesem Verletzungsrisiko aussetzt. Ein verletzter Wolf hat bei der Jagd sehr schlechte Karten. Ein Elchkalb stellt für ihn eine wesentlich einfachere und fleischreichere Beute dar. Auch in Russland nahm die

Biberpopulation in den vergangenen 45 Jahren von ca. 25.000 im Jahr 1960 auf aktuell etwa 300.000 Tiere deutlich zu. Und dies trotz 30.000 Wölfen und ca. 80.000 Braunbären. Auch hier kann man nicht von einer Regulation der Biberpopulation durch diese Raubtiere sprechen.

Gleiches belegt auch die Wiedereinbürgerung des Bibers in Nordamerika. Hier wurden die weitgehend ausgerotteten Biber wie in Bayern wiedereingebürgert. Dort allerdings mitten hinein zwischen Bär und Wolf, Luchs oder Puma. Dennoch wuchs die Population von wenigen tausend Bibern auf heute geschätzte 10 bis 20 Millionen Biber wieder an. Von Regulierung durch die Fressfeinde keine Spur.

Natürlich kommt es vor, dass einzelne Räuber regional auch mehrere Biber erbeuten, mancherorts mag es sogar regelrechte Spezialisten geben. Einen Einfluss auf die Gesamtpopulation hat dies jedoch nicht, wie die obigen Zahlen eindrucksvoll zeigen.

Eine Populationsregulation durch natürliche Feinde gibt es somit beim Biber auch dort, wo Wolf, Bär und Luchs noch in großer Zahl vorkommen, nicht. Hier greifen andere Mechanismen, vor allem die Selbstregulation des Bibers über das Reviersystem (siehe Behauptung zur "Überpopulation"). zum Seitenanfang

Behauptung: Biber zerstören Ufergehölze und Wälder

Biber nutzt - wie der Mensch - Bäume, aber nachhaltig und viel weniger

Die Nahrungsmenge, die der Biber zu sich nimmt, wird oft überschätzt. Während die krautigen Pflanzen, die der Biber im Sommer am Ufersaum verzehrt, meist gar nicht auffallen, springen die spitzen Stümpfe der im Winter gefällten oder die Sanduhr förmig angelegten Bäume sofort ins Auge. Sie sind nach dem Fällen noch über Jahre zu sehen. Die herumliegenden Bäume beeindrucken und täuschen zugleich den Betrachter. Häufig werden die gefundenen Bäume (reine Winternahrung) auf den Rest des Jahres hochgerechnet, so dass sich schnell eine astronomische Anzahl gefällter Bäume und eine unglaubliche Futtermenge pro Tag „errechnen“ lässt, vor allem wenn dann noch übersehen wird, dass das Holz gar nicht gefressen wird. Die tatsächlichen Futtermengen sehen jedoch ganz anders aus. Analysen von Wintervorräten und Fütterungsversuchen ergaben für den Europäischen Biber einen durchschnittlichen Konsum von ca. 900 g frische Rinde pro Winter und Tag, damit benötigt ein erwachsener Biber in den fünf Wintermonaten etwa 135 kg Rinde.

Eine fünfköpfige Biberfamilie fällt durchschnittlich pro Jahr ca. 50 Stämme mit einem Durchmesser von 18 cm. Sind nicht alle gefällten Bäume nutzbar, da sie sich im Astwerk der Nachbarn verfangen haben oder vom Menschen beseitigt wurden, steigt die Zahl der Fällungen leicht an. Der Anteil an "Hängern" liegt bei rund 12 bis 15%.

Bei rund 10 gefällten Bäumen pro Jahr und Biber und ungefähr 14.000 Bibern in Deutschland, wären dies 140.000 Stämme pro Jahr. Dieser Beispielstamm mit einem Brusthöhendurchmesser von 18 cm hat ein Volumen von etwa 0,3 Festmeter (fm). Stark vereinfacht gesagt, würden Biber also ungefähr 42.000 fm pro Jahr ernten.

Der Einschlag der Forstwirtschaft in Deutschland liegt bei rund 51.000.000 Festmeter/Jahr. Würde man rein rechnerisch den gleichen Durchschnittsstamm von 0,3 fm ansetzen, käme man auf 170.000.000 gefällte Bäume. Biber nutzen also nur etwa 0,08 %, also nicht einmal Eintausendstel dessen, was unsere Forstwirtschaft einschlägt.

Doch wie hoch ist der jährliche Zuwachs im Waldbestand? Jährlich wachsen pro ha 7,7 fm nach. Bei einer Waldfläche von 11,1 Mio ha in Deutschland, sind dies über 84.000.000 fm pro Jahr. Folglich werden nur 0,05 % des tatsächlichen Waldzuwachses von den Bibern genutzt. Selbst wenn es theoretisch 10mal so viele Biber wie derzeit in Deutschland geben würde, also etwa 140.000, würden lediglich 0,5 % des jährlichen Baumzuwachses vom Biber beansprucht.

Berücksichtigt man noch den Umstand, dass der Biber vorwiegend wirtschaftlich uninteressante Baumarten, wie Weiden oder Zitterpappeln (Anteil 90 %), die aber wiederum eine besonders hohe Regenerationsfähigkeit aufweisen, nutzt, ist er weit davon entfernt, in irgendeiner Form ein Zerstörer des Waldes zu sein.

Biber und nachhaltige Forstwirtschaft haben also vieles gemeinsam. Sie nutzen beide erheblich weniger als nachwächst und zerstören damit nicht den Wald. Dort wo ein Baum fällt, stellt sich bald wieder Verjüngung ein. Sind die Fällplätze im Winter wirklich auffällig, verschwinden sie bereits im April unter dem üppigen Grün der Stockausschläge.

Anders ist dies wo der Wald gerodet wird, um Straßen oder Gewerbegebieten Platz zu machen. Für eine Autobahn fallen Millionen von Bäumen – für immer.

Pro Tag werden 93 ha in Deutschland überbaut. Jede Sekunde versiegeln wir 5,4 m² unwiederbringlich. Flächen auf denen nichts mehr nachwächst und kein Wasser mehr versickert, sondern schnell oberflächlich abläuft und zu künftigen Hochwässern beiträgt.

Allein von der Menge an Bäumen, die jedes Jahr in Deutschland im Zuge von Unterhaltungsmaßnahmen entlang unserer Straßen (230.000 km) gefällt und dann kleingehäckselt zum Verrotten ausgebracht werden, könnten sämtliche Biber Deutschlands lange davon leben.

Auch die Landwirte, Wasserwirtschaftsämter sowie die Wasser- und Bodenverbände fällen an unseren Gewässern nach wie vor reichlich Bäume im Rahmen der Gewässerunterhaltung; und dies trotz Biber. Viele Landwirte haben über Jahrzehnte z.B. in Flurbereinigungsverfahren sich gegen Ufergehölze ausgesprochen und haben die Bestände klein gehalten, weil sie angrenzende Talwiesen beschatten oder durch Wurzelaufläufer beeinträchtigen würden. Der Biber hilft ihnen nun sogar, die ungeliebten Gehölze klein zu halten, indem er sie mosaikartig auf den Stock setzt. Frappierend ist, dass häufig Kommunalpolitiker und Landwirte, die sich bislang nie für Ufergehölze stark gemacht haben oder die an anderer Stelle ohne mit der Wimper zu zucken Wald für ein neues Gewerbegebiet oder eine Umgehungsstraße roden, nun „Krokodilstränen“ wegen einiger Flußbäume vergießen.

Häufig handelt es sich um alte, nicht standortgerechte Hybrid-Pappeln – die letzten Alibi-Bäume, die die intensive Landnutzung an vielen Fließgewässern übrig gelassen hat. Standortgerechte Ufergehölze sind dagegen an die Dynamik eines natürlichen Fließgewässers hervorragend angepasst. Sie sind ständigen Veränderungen, die durch Hochwasser, Eisdruck, Uferabbrüche oder Biberfällungen hervorgerufen werden, ausgesetzt und weisen deshalb generell eine hohe natürliche Regenerationsfähigkeit auf, die durch Stockausschläge zum Ausdruck gebracht wird.

60 bis 88 % aller abgeissenen Weiden treiben mit zehn bis 35 Stockausschlägen pro Biberschnitt wieder aus. Frische Weidenstockausschläge, die durch einen Biberschnitt hervorgerufen wurden, sind etwa zwei Jahre lang reich an bitteren Fraßabwehrstoffen (Phenolglycoside und Tannine). Die Weiden haben seit Urzeiten einen natürlichen Schutzmechanismus, um sich so vor zuviel Nutzung zu schützen, damit sie in ausreichenden Maße regenerieren können. In dieser Phase meidet der Biber meist diese jungen Triebe. Danach normalisiert sich der Gehalt an Bitterstoffen wieder und der Biber nutzt diese Stockausschläge besonders gern.

urch ihre Fällaktivitäten ändern Biber nicht nur die Struktur der Ufervegetation, sondern auch die Artenzusammensetzung: Arten, die sich durch Stockausschlag regenerieren können sich halten, Arten, die dazu nicht in der Lage sind, verschwinden. In den Lichtungen haben Pionierbaumarten und licht- und wärmeliebende Pflanzenarten verbesserte Ansammlungsmöglichkeiten, durch Stockaustriebe und deren regelmäßige Nutzung durch den Biber entstehen auch junge Waldstrukturen. Der Biber leistet mit seiner Fraßtätigkeit daher einen unschätzbaren Beitrag, dass an unseren Flüssen und Bächen endlich wieder naturnahe, verjüngte und an die natürliche Flußdynamik angepasste Gehölzarten wachsen.

Behauptung: Biber machen nur Probleme

Konflikte treten nur in 5-10% der Reviere auf - und werden durch Biberbearbeiter gelöst

Die Erfahrung der letzten Jahre zeigen, dass „nur“ in etwa 30% der bayerischen Biberreviere überhaupt Konflikte bekannt werden; der größte Teil der bayerischen Biber lebt also konfliktfrei, oft gar nicht bemerkt oder mit kleineren Konflikten, die von Betroffenen toleriert werden.

Dort wo Konflikte auftraten, konnten dank zweier seit 1998 vom Bayerischen Naturschutzfonds und vom Bund Naturschutz finanzierter landesweiter Biberberater und 200 örtlichen Biberberatern in über 80% der Fälle mit den Betroffenen Lösungen gefunden (technische Sicherungsmaßnahmen, Elektrozäune, Dammentfernen, Flächenankauf, Ausgleichszahlungen aus BN-Härtefonds, Vermittlung von KULAP- oder VNP-Förderprogrammen), und zumeist auch umgesetzt werden. Die Biberberater sind über Handy erreichbar und wenn nötig innerhalb von Stunden vor Ort. In den Fällen, in denen es bei Umsetzung von in persönlichem Gespräch gemeinsam gefundener Lösungen klemmt, liegt es meistens an fehlenden Finanzierungsmöglichkeiten (finanziell nicht ausreichende staatliche Förderprogramme) oder an der Einbindung von Landwirten in andere Förderprogramme (Gefahr Doppelförderung).

Wenn es bei besonderen Konfliktsituationen wie in Kläranlagen, bei Gefährdung von Fischeichen oder Wegen wirklich keine andere Möglichkeit gibt, werden seit 1996 in Bayern die Biber durch Lebendfallen weggefangen. Bislang (Stand Ende 2005) ca. 1.600 Tiere, die für Wiedereinbürgerungen in andere europäische Länder exportiert oder nach dem Fallenfang getötet wurden: bislang ca. 700 Tiere!

Dieses flexible, auf den Einzelfall zugeschnittene und pragmatische Bibermanagement in Bayern ist weltweit vorbildlich! Andere Länder (Baden-Württemberg, Österreich) übernehmen jetzt das bayerische Vorbild, die Anfragen kommen selbst aus Skandinavien.

Behauptung: Biber machen immense finanzielle Schäden

Im Vergleich zu Schäden jagdlich genutzter Arten sind sie minimal

Eine Landplage sei er, der Biber und ein Schädling, so tönt's an Stammtischen und in manchem Presseartikel. Aber was ist dran an dieser Behauptung?

Der Biber ist als semiaquatisches Säugetier an Gewässer gebunden; er entfernt sich nur in Ausnahmefällen, z.B. für attraktive Nahrung, oder auf Reviersuche weiter vom Wasser. Ansonsten spielt sich das Biberleben in einem 20 m breiten Streifen entlang des Gewässers ab. Selbst wenn Biber alle Gewässer in Bayern besiedeln würden, gäbe es Biber nur auf ein paar Prozent der Landesfläche. Den Biber als „Landplage“ zu bezeichnen ist Ausdruck von völliger Unkenntnis der Biologie des Bibers.

Und der Biber ein Schädling? Dass der Biber, wie andere Arten auch, in der Kulturlandschaft, Schäden anrichten kann, ist unbestritten. Aber ihn deswegen gleich zum Schädling abzustempeln ist mehr als übertrieben. Die größeren Biberschäden sind seltene Einzelfälle.

So stellte der Bayerische Bauernverband im Sommer 2002 den Härtefonds des Bundes Naturschutz in Bayern e.V. in seiner Mitgliederzeitung vor, die daraufhin eingehenden Schadensmeldungen aus der Landwirtschaft lagen bei einigen Tausende Euro- bayernweit!!

Auch die Presseberichte über Biberschäden zeigen, ganz nach dem neudeutschen Motto „good news are no news, bad news are good news and rare news are the best news“, wie selten und berichtenswert Biberschäden sind. Ein Wildunfall mit einem Reh und einigen tausend Euro Schaden lockt keinen Lokalreporter aus dem Büro, der wird aus dem Polizeibericht entnommen. Für einen eigenen Bericht im Lokalteil, mit Foto muss es schon Tote und Verletzte gegeben haben. Und damit das Fernsehen kommt, müsste schon eine Wildschweinrotte einen Tankzug oder einen Schulbus in den Graben gelegt haben.

Beim Biber reichen im Unterallgäu bereits einige qm Mais (Gesamtschaden ca 6 (!) Euro), um in einem mehr spaltigen Artikel mit Foto die „ausufernden Biberschäden“ darzustellen.

Und wenn in Deggendorf ein Hausbesitzer über Nässeschäden im Keller klagt, weil Biber einen vorbeilaufenden Graben aufstauen, kommen Dutzende Reporter von Presse und bundesweiten Fernsehsendern, um über den Kampf des armen Hausbesitzers gegen Biber und Behörden zu berichten. Was nicht berichtet wurde, ist dass bereits der Vorbesitzer des Hauses seit über 10 Jahren Nässeprobleme hatte, der Biber aber erst seit etwa 5 Jahren im Graben siedelt, der Biber also nicht der Alleinschuldige am nassen Keller ist. Aber es ist einfacher und pressewirksamer, über Biber und Behörden zu schimpfen, als zuzugeben, dass man sich um teures Geld ein Haus mit nassem Keller hat andrehen lassen.

Es ließen sich noch viele Beispiele aufführen, wie auch kleine Biberschäden in der Presse groß werden. Tatsächliche große Schäden durch Biber sind selten.

So deckt der Härtefonds des Bundes Naturschutzes in Bayern e.V., aus dem Schäden in Land- und Teichwirtschaft (Schäden an landwirtschaftlichen Maschinen, größere Fraßschäden oder Schäden an Fischteichen) ausgeglichen werden können mit einer jährlichen Summe von 15.000 – 20.000 Euro sicherlich nicht alles ab, Schäden an Gehölzen werden z.B. nicht ersetzt. Die Gesamtschäden durch Biber - in Bayern eine finanzielle

Größenordnung von einigen Zehntausend Euro jährlich - liegen aber um Zehner-Potenzen unter dem, was andere Arten an Schäden verursachen:

So zahlen allein die Kaskoversicherungen für Wildschäden im Straßenverkehr in Deutschland im Jahr 350.000.000 Euro. Umgerechnet sind das in Bayern 200.000 Euro Schadenssumme am Tag ! Darin noch nicht enthalten sind die Schäden für nicht versicherte Fahrzeuge, nicht versicherte Wildarten sowie die Folgekosten von etwa 40-50 Toten und 2.500 bis 3000 Verletzten.

Behauptung: Biberprobleme müssen durch Jagd gelöst werden

Bejagung löst keine Probleme, schafft nur neue

Die Forderung, Biber wieder zu einer jagdbaren Art zu machen (wie er es bis 1976 war), um Konflikte zu lösen, wird vor allem von Seiten des Bauernverbandes immer wieder laut. Dabei spielt wohl auch der Hintergedanke eine Rolle, den Biber nicht nur jagdbar zu machen, sondern auch gleich in die Liste der wildschadensersatzpflichtigen Arten mit aufzunehmen, wenn nicht nach dem Jagdrecht, so doch dann in den Jagdpachtverträgen.

Dass Biber durch Bejagung „reguliert“ werden können bis zur Ausrottung - das hat die Geschichte gezeigt. Man darf dabei aber nicht vergessen, dass die damals verwendeten Jagdmethoden – z.B. Reusen, Netze, Fischspeere, Prügel, unselektive Totschlagfallen – heute zu Recht aus jagd-, tierschutz- naturschutz- und aus ethischen Gründen verboten sind.

Dabei ergeben sich bei einer Bejagung des Bibers durch Abschuss eine ganze Reihe von praktischen Problemen:

Biber sind dämmerungs- und nachtaktiv

Damit beschränkt sich die mögliche Zeit, in der Biber gejagt werden können. Dass die Jagd bei Dämmerung und Nacht nicht sehr effektiv ist, weiß jeder Praktiker, der sich nächtelang auf Fuchs oder Wildschwein angesetzt hat. Die äußerst begrenzte Effektivität dieser Jagdmethode ist inzwischen bekannt. Auf Wildschweine werden daher revierübergreifende Drückjagden veranstaltet, die beim Biber als wassergebundenen, territorialen Tier jedoch nicht möglich sind.

Biber leben am und im Wasser

Aus Sicherheitsgründen verbieten sich Kugelschüsse auf Biber, die im oder unmittelbar am Wasser sind, da Fehlschüsse vom Wasser abprallen und das Hinterland gefährden. Damit schränkt sich der Bereich, wo ein Biber geschossen werden könnte, in unserer dicht besiedelten und intensiv genutzten Landschaft stark ein. Ein Schrotschuss auf Biber im Wasser ist nicht möglich, da das Schrot im Wasser stark abgebremst wird und damit nicht ausreichend Treffer den Schocktod herbeiführen.

Abschuss differenziert nicht nach Alter und Geschlecht

Eine Geschlechtsunterscheidung beim Biber in freier Wildbahn ist nicht seriös möglich. Auch eine sichere Altersansprache ist bei über 1jährigen Bibern, die sich ja noch im Familienverband befinden, unrealistisch. Damit ist eine gezielte Bejagung nach Alter und Geschlecht unmöglich.

Biber können nicht nachgesucht werden

Ein angeschossener Biber, der ins Wasser flüchtet, kann praktisch nicht nachgesucht werden und muss qualvoll verenden. Von daher wäre bei der Schussabgabe noch mehr Sorgfalt (und damit Einschränkung) notwendig als sowieso üblich sein sollte.

Biber haben ein Reviersystem

Anders als z.B. Wildschweine haben Biber ein striktes Reviersystem, bei dem sich die einzelnen Familien voneinander abgrenzen. Probleme müssen in dem Revier gelöst werden, wo sie entstehen. Irgendwo Biber zu schießen, um den Bestand zu reduzieren, hilft nichts, wenn der Biber in der Kläranlage nach wie vor aktiv bleibt. Ein großer Teil der Biberkonflikte entsteht unmittelbar an oder in besiedelten Bereichen, wo sich der Einsatz einer Schusswaffe von vornherein verbietet.

Biber sind extrem lernfähige und soziale Tiere

Von Wildschweinen, bei denen man - wie beim Biber - von ausgeprägter Lernfähigkeit und hoch entwickeltem Sozialverhalten ausgehen darf, ist seit langem bekannt, dass Bejagung Probleme sogar noch verstärken kann.

Bei Konflikten mit Bibern muss das ganze Revier aufgelöst werden. Den ersten oder zweiten Biber schießen mag zwar möglich sein, aber die restlichen werden dann extrem vorsichtig – eine Beobachtung z.B. aus Skandinavien, wo einzelne Biber im Rahmen einer Nutzung erlegt werden. Problemlösung ist das aber keine, weil die restlichen, erst mal nicht erlegten und nun scheuen Tiere immer noch da sind, dann praktisch nicht mehr zu bejagen sind und weiterhin Konflikte verursachen.

Jäger wollen den Biber nicht jagen

Jäger wollen den Biber nicht bejagen, so zumindest die allgemein verbreitete, offizielle Version. Neben der Befürchtung, dann auch für Biberschäden aufkommen zu müssen (wenn nicht per Jagdrecht, dann per Jagdpachtvertrag), haben die meisten Jäger genügend zu tun, ihren Rehabschuss und die Regulierung der Wildschweine zu erfüllen.

Neben den oben genannten, rein praktischen Fragen ist aber die entscheidende Grundsatzfrage:

Können Probleme mit einer Tierart überhaupt durch Jagd gelöst werden?

Sehen wir uns dazu zwei Tierarten an, die gejagt werden dürfen und die in der breiten Öffentlichkeit oft auch als „Problemtiere“ gesehen werden.

Wildschweine

Seit vielen Jahren gibt es zunehmend Probleme und Schäden mit Wildschweinen. Von Jägern und Jagdverband wird ebenso seit vielen Jahren eine verstärkte Bejagung und Regulation der Sauen gefordert und auch betrieben. Die Jagdstrecken beweisen es. Das Ergebnis: Wildschweinpopulation und Schäden haben sich dennoch vervielfacht, trotz oder sogar wegen intensiver Jagd. Auch der Jagdverband räumt ein, dass die Zunahme von Population und Schäden z.T. von Jägern durch übertriebene Fütterung und falschen Abschuss mit verursacht ist. Während die vermehrten Schäden in der Landwirtschaft in der Regel vom Jäger bezahlt werden müssen, dürfen die Schäden, die die jagdlich vermehrten Wildschweine im Straßenverkehr verursachen, von der Gesellschaft ausgeglichen werden: von Autofahrern, die selbst oder über ihre Versicherung zahlen, und von den

Sozialversicherungen, die für die Folgekosten von Verkehrstoten und –verletzten aufkommen müssen.

Regulation und Problemlösung finden hier durch die Jagd nicht statt.

Nutria

Eine wenig bekannte, bei uns eigentlich nicht heimische Tierart; sie stammt eigentlich aus Südamerika. Bei uns wurden Nutria in Pelztierfarmen gehalten, nach dem Zusammenbruch des Pelztiermarktes kam so manches Tier in Freiheit. Dort geht es ihnen lokal inzwischen prächtig, und sie sind kräftig dabei, sich auszubreiten.

Nutria graben zwar weniger als Biber in den Ufern, für die Standsicherheit eines Hochwasserdammes ist es aber letztlich unerheblich, ob eine Röhre von einem Biber oder einem Nutria stammt. Fachleuten vom Deutschen Verband für Wasser- und Kulturbau ist dies bekannt, es wurden technische Maßnahmen zum Schutz der Dämme und Deiche entwickelt.

Interessant ist die Situation in Niederbayern, im Bereich der Isarmündung. Dort sind Nutria inzwischen wesentlich häufiger als Biber und gefährden Dämme und Deiche, obwohl sie in Bayern dem Jagdrecht unterliegen und der Bestand von Jägern „reguliert“ werden könnte - wenn die es denn könnten.

Interessanterweise taucht der Nutria aber in der politischen Diskussion vor Ort nicht auf. Es ist immer nur der Biber, der die „Schäden“ verursacht. Fachliche Gründe kann das nicht haben, aber es macht sich wohl nicht ganz so gut, wenn bekannt wird, dass nicht nur Biber, sondern auch die dem Jäger unterstellten Nutria Hochwasserdämme gefährden.

Regulation und Problemlösung beim Nutria durch Jagd: Fehlanzeige

Fazit: Es spricht also nichts für eine Jagd auf Biber, die Probleme bereiten. Für die gibt es im Rahmen des Bibermanagements bereits eine ganze Palette von Möglichkeiten, die als ultima ratio sogar das Entfernen von Bibern aus einem Lebensraum mit einschließen.

Dies geschieht mit Lebendfallen, deren Einsatz sicherlich effektiver und weniger zeitaufwendig ist als die Bejagung. Fallen können auch in besiedelten Bereichen gestellt werden, Fallen brauchen nur Kontrollen und keine stundenlange Ansitze, Fehlfänge können wieder freigelassen werden, und es können ganze Familien abgefangen werden.

Die gefangenen Biber werden, soweit Nachfragen bestehen, für Wiedereinbürgerungsprojekte im Ausland zur Verfügung gestellt. Wenn dies nicht möglich ist und alle anderen Präventivmaßnahmen ausgeschöpft sind, werden die Biber aufgrund einer Ausnahmegenehmigung der Höheren Naturschutzbehörde nach dem Fang in der Falle getötet und können ausschließlich für den Privatgebrauch verwertet werden; ein Vorgehen, das von den Naturschutzbehörden getragen wird.

Fangen, Töten und Verwerten von Tieren - das ist eigentlich Aufgabenfeld der klassischen Jagd. Und dies ist offenbar manchen hochrangigen Jagdfunktionären ein Dorn im Auge, waren sie doch bisher die einzigen, die Wildtiere töten und verwerten durften. Dass im Rahmen eines wildbiologischen Managements hier mit einer Tierart Dinge erfolgen, die eigentlich nur Jäger dürfen, rüttelt am jagdpolitischen Grundverständnis und ist mit einer der Gründe, warum in letzter Zeit auch von manch jagdlicher Seite zur verbalen Hatz auf den Biber geblasen wird.

Behauptung: Der Biber soll nur in bestimmten Zonen leben dürfen

Einzelne Konflikte lassen sich bei Wildtieren nicht über Schreibtisch-Zonierungen lösen

Ein „Lösungsvorschlag“ für Konflikte mit Bibern, der immer wieder aus der Versenkung auftaucht, in der er aus guten Gründen liegt, ist der Vorschlag, „Biberzonen“ einzurichten, in denen er leben darf, und wer den Kopf rausstreckt, wird eliminiert. „Vorbild“ sind hier offensichtlich die Rotwildgebiete.

Dieser Vorschlag macht keinen Sinn: zum einen muss eine „Zone“ für eine Tierart so groß genug sein, dass eine dort lebende Population auch langfristig überleben kann (Fachbegriff: minimal überlebensfähige Population). Dies sind in der Regel einige hundert Tiere, oder beim Biber im Minimum 100 Reviere. 100 Biberreviere - das ist in etwa das Bibervorkommen in einem bayerischen Landkreis. Einen ganzen Landkreis als „Biberzone“ auszuweisen, und den Nachbarlandkreis als „biberfrei“ ist mehr als utopisch und fachlich keineswegs sinnvoll bzw. begründbar.

Ein theoretisches Zonenkonzept mit einer kleinräumigeren Einteilung in „Biberzonen“ und „biberfreie Gebiete“ ist in der Praxis nicht realisierbar, da noch naturnahe Bereiche, in denen Biber keine Probleme machen, und intensiv genutzte Bereiche, in denen es zu Konflikten kommen kann (aber nicht muss!) in unserer Kulturlandschaft meist eng verzahnt sind.

Zonen für Wildtiere widersprechen allen Grundgedanken des Biotopverbunds wie er auch im Bayerischen Naturschutzgesetz verankert ist (Art. 1, Nr.6: „Die Lebensräume wildwachsender Pflanzen und wildlebender Tiere sollen nach Lage, Größe und Beschaffenheit den Austausch zwischen verschiedenen Populationen von Tieren und Pflanzen und deren Ausbreitung gemäß ihren artspezifischen Bedürfnissen ermöglichen.“)

So fordert z.B. der Bayerische Jagdverband Biotopverbindungen und Grünbrücken über Straßen als Beitrag gegen die Lebensraum-Isolierung.

Zum dritten würde ein massiver Streit darum entfacht werden, wer die Zonen festlegen darf. Wer hier Ahnung von der Realität hat, sieht leicht ein, dass die Diskussionen um die Festlegung der Zonen mehr Zeit und Aufwand kosten, als die bisherige, zielgerichtete Lösung von Einzelkonflikten.

Und was macht man mit Bibern, die aus der „genehmigten Zone“ auswandern, sich außerhalb ansiedeln, dort aber keine Probleme bereiten? Nach dem Zonenkonzept müssten sie entfernt und wohl auch getötet werden. Dies erfordert nicht nur einen gewissen Aufwand, es dürfte auch unmöglich sein, das Töten dieser „problemfreien“ Tiere mit dem Tierschutzgesetz (kein Wirbeltier darf ohne vernünftigen Grund getötet werden) in Einklang zu bringen.

Auch sind Zonen statisch. Veränderungen in der Landschaft, die konfliktfreie Biberlebensräume schaffen (z.B. durch Uferstreifen) oder bisher konfliktfreie Lebensräume abwerten (z.B. durch Intensivierung der Nutzung) können gar nicht oder nur aufwendig berücksichtigt werden. Insgesamt ist es einfacher und effektiver, den Biber wie alle anderen Tierarten auch gewähren zu lassen, und dort, wo lokal Konflikte und mögliche Schäden auftreten können, rechtzeitig und fachkundig gegenzusteuern.

Es gibt, wie oben genannt, eine einzige Tierart, bei der es bei uns „Zonen“ gibt: das Rotwild. Die Probleme sind Fachleuten hinlänglich bekannt: enorme Beträge müssen für Schäden und Schadensvermeidung in den Rotwildgebieten aufgebracht werden, das natürliche

Wanderverhalten der Tiere ist unterbunden, und es zeigen sich – mangels Austausch – bereits genetische Verarmungen in den Restpopulationen.

Nicht umsonst wurde dieser Umgang mit Rotwild bei uns bereits als Unsinn erkannt und als „Kulturschande“ bezeichnet. Warum ein solches System jetzt beim Biber neu geschaffen werden soll, ist mit Logik nicht zu erklären. zum Seitenanfang

Behauptung: Wir brauchen keine Biber in unserer Landschaft

Biber haben zentrale Bedeutung für Auen- und Hochwasserschutz. Vom Biber profitiert Natur und Mensch

Mit dem Biber kehrt eine „Schlüsselart“ der Feuchtgebiete zurück, die über Millionen Jahre in der Landschaft, die heute Bayern heißt, vorhanden war. Der Landschaftsarchitekt Biber kann wie keine zweite heimische Tierart seinen Lebensraum aktiv gestalten. Vom Biber angelegte Lebensräume sind natürliche, dynamische und damit artenreiche Biotope für viele andere Arten, darunter für eine Fülle von Arten der Roten Liste. Der fleißige Handwerker zimmert die Wohnung für viele selten gewordene Tier- und Pflanzenarten gleich mit: Fischotter, Schwarzstorch, Amphibien, zahlreiche Fischarten und Libellen fühlen sich im Biberrevier wohl. Biberteiche gehören zu den artenreichsten Biotopen überhaupt.

Im westlichen Mittelfranken wurden über 20 Arten der Roten Liste in seit wenigen Jahren vom Biber angelegten Feuchtgebieten gefunden. Röhrichtbrütende Vogelarten, Wasservögel und Sumpfbewohner nahmen deutlich zu. Zu den Tiergruppen, die positiv auf die Biberaktivität reagierten, gehörten strömungsliebende Fischarten unterhalb des Damms, Fische der Stillgewässer oberhalb des Damms, sowie Amphibien, Libellenarten die Pioniergewässer besiedeln. Auch einige Falterarten an Weichlaubhölzern und Heuschreckenarten des Feuchtgrünlandes profitierten an manchen Standorten vom Biber.

Die Rückkehr des Schwarzstorches nach Deutschland war verursacht durch einen Populationsanstieg in Osteuropa – weil die stark angestiegenen Biberbestände in den Wäldern dem Schwarzstorch neue Nahrungsräume schufen (allein in Polen rechnet man mit 15.000 ha jährlich neu durch den Biber geschaffene Feuchtgebiete!).

Der Biber schafft stehendes und liegendes Totholz. Zum einen direkt durch seine Fäll- und Bauaktivität, zum anderen indirekt durch die Überflutung von Bäumen. Totholz ist ein wichtiger Faktor für die biologische Vielfalt in der Aue. Durch den Überstau sterben einzelne Bäume ab. Unter der Rinde dieser absterbenden Bäume (Weiden) stellt sich der Scharlachkäfer ein. Eine Käferart deren Schutz EU-weit von "gemeinschaftlichem Interesse" ist, die im Anhang II der FFH-Richtlinie steht und massiv von der Aktivität des Bibers profitiert. Die gleichen Weiden dienen Klein- und Mittelspecht zur Nahrungssuche nach verschiedenen Insektenlarven die im Holz oder unter der Rinde leben. Wird ihr Holz morscher, entstehen bald Specht- oder Faulhöhlen. Sie dienen dem Halsbandschnäpper als Brutplatz und vor ihnen jagt er. Im freien Luftraum über dem Biberteich erbeutet er Fluginsekten, die aus den produktiven Wasserflächen geschlüpft sind.

Wenn das Totholz zusammenbricht entstehen weitere Lebensräume an Land für Pilze, Käfer, Trauermücken und Erdschnaken. Im Wasser liegend bildet es eine Struktur, an die Fische ihren Laich anheften, hier findet die Fischbrut Verstecke vor ihren Feinden und auf

seiner Oberfläche wachsen Algenrasen, die von Schnecken und Fischen abgeweidet werden. Auch Köcher- und Steinfliegenlarven nutzen dieses Element als Lebensraum.

Totholz führt außerdem im Wasser zu Verwirbelungen, wodurch sich Sauerstoff anreichert. Im strömungsärmeren Kehrwasser der Stämme stehen bevorzugt die Äschen.

Ausgesprochen positive Effekte hat der Biber damit auf die Fischfauna: im direkten Umfeld des Ast-Dschungels einer Biberburg findet man Fischdichten, die bis 80 mal so hoch sind wie sonst. Vom Biber gefällte, im Fluss liegende Bäume und Äste sind die besten Unterstände für hoch bedrohte Fischarten. Die Bedeutung derartiger Totholzstrukturen in Fließgewässern wurde erst im Juni 2005 durch eine Dokumentation „Totholz bringt Leben in Flüsse und Bäche“ des Landesfischereiverbandes und des Bayerischen Landesamtes für Wasserwirtschaft belegt. Totholz variiert Strömung und Wassertiefe, bietet Unterschlupf v.a. für Jungfische und führt nachweislich zu deutlich höheren Fischbeständen.

Totholz ist sogar so bedeutend für vielfältige und fischreiche Gewässer, dass die Wasserwirtschaft ebenso wie manche Fischereivereine dieses Element inzwischen künstlich in die Gewässer einbringen, wo diese Strukturen fehlen. An der Isar bei München wurde dies erfolgreich praktiziert und wissenschaftlich begleitet. Bayerische Fischereivereine bringen also extra Totholz wieder in Fließgewässer ein – der Biber macht dies kostenlos und garantiert damit artenreiche Fischbestände!

Wo Biber Dämme bauen und aktiv ihren Lebensraum gestalten, kehrt also Dynamik in unsere Landschaft zurück. Unter dem Einfluss des Bibers erodiert der Fluss und landet auf, gestaltet um und schafft dabei neue Strukturen. Der Biber ist also mit seinem Netzwerk an Dämmen und Gräben und seiner ständigen Fraßaktivität ein Motor für die Aue.

Der Biber arbeitet damit auch „Hand in Pfote“ zusammen mit der Wasserwirtschaft. Deren Ziele sind heute Renaturierung der Fließgewässer, Schaffung von ungenutzten Pufferzonen an den Gewässern und Rückhaltung von Hochwasserspitzen bereits im Oberlauf. Vergleicht man die Flächen ohne Biberdämme in einem Computermodell, verweilt Wasser, das eine Quadratkilometer große Fläche durchströmt, lediglich 3-4 Stunden. Ist die Fläche mit Biberdämmen versehen, wird das Wasser je nach Dammfestigkeit zwischen 11 und 19 Tagen auf der Fläche zurück gehalten. Abflusshemmend ist auch das vom Biber geschaffene vielfältige Kleinrelief und der reiche Pflanzenbewuchs.

Der Biber kann aber sein gemeinnütziges Handwerk nur ausüben, wo wir an den Ufern kleine Wildnisse zwischen Wasser und Nutzung zulassen. Mehr Abstand zwischen landwirtschaftlicher Nutzung und Fließgewässer wäre ein Gewinn für alle: auch die Wasserwirtschaftsämter fordern einen 5 bis 20 Meter breiten Streifen unberührter Natur als Puffer zu intensiv genutzten Flächen. Das entspricht exakt dem Raum, den auch der Feuchtbiotopgestalter Biber braucht.

Breitwasser statt Hochwasser: wo möglichst breite Auwald- und Brachestreifen das Gewässer begleiten, bremsen sie das Hochwasser. Der Biber hilft mit, die einst zerstörten Auen wieder zu renaturieren. Zusätzlich hält der fleißige Biber mit jedem seiner Dämme und Rückstau dezentral Wasser eine zeitlang an den Oberläufen der Bäche zurück und trägt dazu bei, Hochwasserspitzen zu kappen.

Abflussverzögerungen durch vom Biber geschaffene Feuchtgebiete und Vernässungen wirken zudem ausgleichend auf den Wasserhaushalt der Landschaft in Trockenperioden.

Diese Leistungen erbringt der Biber kostenlos und erspart der Gesellschaft aufwändige technische Renaturierungsarbeiten.

Uferstreifen, wieder mäandrierende Gewässer, weiter vom Fluss zurückgesetzte Dämme, Flüsse die wieder mehr Raum bekommen, neue Auentümpel und Altwässer – nicht nur der Biber, sondern Hunderte anderer Arten aber auch hochwassergeplagte Menschen würden von dieser neuen Auenlandschaft profitieren. Die für den Biberschutz investierten Gelder sind damit hochrentabel für die gesamte Gesellschaft. Der Biber kann Katalysator sein für die überfällige Renaturierung der Talauen und einen ökologischen, nachhaltigen Hochwasserschutz im Land.